

Montag, 8. Februar 2021

Es ist ein Wechselbad der Gefühle, diese Zeit. Ein Hin und Her zwischen Hoffen und Bangen, Erfolgsmeldungen und Rückschlägen, Lockerung und Verschärfung. Oft erscheint es mir so, dass das Bangen und die Rückschläge und die Verschärfungen im Vordergrund stehen. Das aber, was mich hoffen lässt und erfolgreich ist, erscheint immer nur als das Licht am Ende eines Tunnels. Schade eigentlich, weil die Kraft der Zuversicht dadurch nicht gestärkt wird. Zuversicht bekomme ich unter anderem bei einem Blick in die Bibel. Ich muss gar nicht lange darin herumbliättern und suchen. Gleich auf den ersten Seiten dieses dicken Buches wird mir der Bauplan der Schöpfung vorgestellt. Gott, so beschreibt es das Buch Genesis, das 1. Buch Mose, hat die Welt in sechs Tagen erschaffen und am siebten Tag hat er einen Ruhetag eingelegt.

Der ganze Fortgang wird Schritt für Schritt, Tag für Tag beschrieben. Nach jedem Schöpfungswerk, am Ende jedes Tages, schaut der Schöpfer auf das, was er getan hat. Und: „Gott sah, dass es gut war“ – so heißt es in dem Text. (Gen 1,12)

Es geht mir bei diesem Text nicht so sehr um das Detail, um das Wörtliche. Es geht mir um diese Erkenntnis der Menschen: „Gott sieht, dass es gut ist.“ Der Bauplan der Schöpfung, der Bauplan des Lebens ist gut. „Sehr gut“ heißt es sogar nach der Erschaffung des Menschen als Frau und Mann. Das begründet meine Zuversicht. Die Grundlage, der Kern der Dinge ist gut, sehr gut.

Es wäre aber töricht anzunehmen, dass sich das Gute immer wie von selbst einstellt. Die Menschen sehen ja immerzu, dass es nicht so ist. Deswegen braucht es immer Leute, die sich für das Gute einsetzen. Ich bin sehr dankbar, dass es sie gibt, in allen Lebensbereichen. Da haben die Gottgläubigen nicht mehr Anteil als die, die sich an keine Religion gebunden haben. Mensch ist Mensch.

Ja, ich bin manchmal sauer darüber, dass ich fast immer zuerst mit Negativmeldungen bedient werden und das Gute nur als Nachtisch kommt. Das aber nimmt dem Guten nichts von seiner Kraft und dem Engagement der Menschen nichts von seiner Bedeutung – im Gegenteil. (2.077)

Dienstag, 9. Februar 2021

Ich kann an Gott glauben – das ist aber schon alles. Ich kann seine Existenz nicht beweisen, kann kein Bild von ihm vorzeigen und keine wissenschaftliche Formel anbieten. Ob es mich, die Religion, die Welt weiterbringen würde, wenn ich es könnte? Da bin ich mir nicht sicher. Auf jeden Fall aber kann ich nach Gott fragen. Kann versuchen, seine Existenz zum Beispiel aus den Werken der Schöpfung herzuleiten. Als Ergebnis hätte ich dann allerdings nur die grundsätzliche Möglichkeit der Existenz eines Gottes in einer jenseitigen Wirklichkeit. Einen kühnen Schritt weiter geht König Salomo, einer der weisesten Könige Israels überhaupt. Sein Volk hat schon eine Gottesverehrung, einen Kult, einen Bund mit Gott. Die Gottesfrage ist also schon positiv beantwortet: Ja, es gibt einen Gott. Aber, so fragt nun Salomo, „Wohnt denn Gott wirklich auf der Erde?“ (1Kön 8,27) Schon die Vorstellung, dass die Weiten des Himmel Gott fassen könnten, ist schwierig. Um wieviel mehr dann die, der Gegenwart Gottes in einem „heiligen Haus“, das er für Gott gebaut hat.

Gott selbst hüllt sich nicht in eine Wolke des Schweigens. Er offenbart sich. Das ist die Glaubenserfahrung von Menschen: Er teilt etwas von sich mit, worauf ich selbst mit meinem Verstand nicht kommen könnte. Für Christinnen und Christen ist die letzte und großartigste Offenbarung Gottes die Menschwerdung des Sohnes. Jesus von Nazaret, geboren in Betlehen, ein Wanderprediger, ein Freund der Armen, Kranken und kleinen Leute, eine Provokation der religiösen Elite seiner Zeit. Er sagt von sich: In mir ist Gott, der Vater, gegenwärtig – jetzt, hier. Nicht der Beweis seiner Existenz ist sein Anliegen, sondern die Erfahrung seiner Nähe. Und sie wird erfahren in all dem, was Jesus den Menschen an Trost, Ermutigung und Heil gibt. Die Frage des Königs Salomo – „Wohnt denn Gott wirklich auf der Erde?“ – würde Jesus so beantworten: „Was ihr für einen meiner geringsten Schwestern und Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25,40) Es ist nicht zuerst das großartige Gotteshaus, nicht nur der feierliche Gottesdienst, in dem Gott den Menschen nahe ist. In den Armen bleibt er eine gegenwärtige Herausforderung – jetzt und hier.

Mittwoch, 10. Februar 2021

Immer schön die Hände waschen und aufpassen, dass man sich nichts einfängt. Diese Hygieneformel war schon vor der aktuellen Lage bekannt und sie wird es auch bleiben. Sie wird von Kindesbeinen an gelernt und sich mit schmutzigen Händen an den Esstisch setzen geht gar nicht.

Religionen haben teilweise ausführliche Reinigungsrituale. Es gilt, sich vor der Begegnung mit dem Allmächtigen zu reinigen, um würdig vor ihm zu stehen. Jesus weist die Leute darauf hin, dass das nicht die Hauptsache sein darf. Unrein ist nicht nur das, was von außen auf die Menschen einwirkt. Er behauptet sogar, „was von außen in den Menschen hineinkommt, kann ihn nicht unrein machen“. (Mt 7.18) Für ihn ist das Gegenteil der Fall: „Was aus dem Menschen herauskommt, das macht ihn unrein. Denn von innen, aus dem Herzen der Menschen, kommen die bösen Gedanken ...“ (V 20 f.)

Damit provoziert er die Leute natürlich. Aber er will diese wichtigen religiösen Reinheitsgebote gar nicht abschaffen. Er will, dass ich darüber nachdenke, wie ich mit dem, was ich hervorbringe auf die menschlichen Beziehungen, auf die Gesellschaft, auf die Stimmung einwirke. Was geht von mir aus?

In der Tat ist es erschreckend, was von Menschen, was von ihren Herzen ausgehen kann: Diebstahl, Mord, Habgier, Verleumdung – die Liste ist noch wesentlich länger. Dem heiligen Franz von Assisi wird ein Gebet zugeschrieben, das Alternativen aufzeigt. Der Mensch nicht als Werkzeug der Verwirrung, des Streits und des Unfriedens. „Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens“ beginnt das Gebet und geht so weiter: „dass ich Liebe übe, wo man hasst; dass ich verzeihe, wo man beleidigt; dass ich verbinde, wo Streit ist; dass ich die Wahrheit sage, wo der Irrtum herrscht; dass ich den Glauben bringe, wo der Zweifel drückt; dass ich die Hoffnung wecke, wo Verzweiflung quält; dass ich Licht entzünde, wo die Finsternis regiert; dass ich Freude bringe, wo der Kummer wohnt.“ Es gibt viel an wirren Dingen, die von außen auf mich einwirken. Davor muss ich mich schützen, auf jeden Fall. Ich will darauf Acht geben, dass ich nicht selbst dazu beitrage. Vielmehr will ich ein Werkzeug des Friedens sein.

Donnerstag, 11. Februar 2021

Es hat sie schon vor einem Jahr gegeben. Es wir sie auch in Zukunft geben: Krankheiten. Sie waren allerdings noch nie so lange und so intensiv das bestimmende Thema weltweit. Oft war nur ein Teil der Menschen davon betroffen. Oder die Gefahr war weit weg. Jetzt aber sind irgendwie alle davon betroffen. Jede und jeder ist der Gefahr der Ansteckung mit dem Corona-Virus ausgesetzt.

Seit 1993 gibt es in der katholischen Kirche den „Welttag der Kranken“. Papst Johannes Paul II. hat ihn eingeführt. Der Termin ist immer der 11. Februar. Heute erinnert sich die Kirche an eine wunderbare Erscheinung der Muttergottes in dem französischen Ort Lourdes. Er ist ein bedeutender Wallfahrtsort für Kranke geworden, die dort Trost suchen und Hoffnung finden.

Papst Franziskus hat auch in diesem Jahr eine Botschaft zum „Welttag der Kranken“ geschrieben. Es geht ihm darin zum einen um eine Ermutigung, den Kranken auf eine der Situation angemessenen Weise die Erfahrung von Nähe zu schenken. „Die Nähe ist in der Tat ein kostbarer Balsam, der dem Leidenden in seiner Krankheit Stütze und Trost gibt“, schreibt Franziskus. Deutlich spricht er aber auch die „viele Unzulänglichkeiten der Gesundheitssysteme und Mängel“ an, die die gegenwärtige Pandemie „bei der Betreuung Kranker ans Licht gebracht“ hat. „Ressourcen für die Pflege und den Beistand der Kranken anzulegen hat Vorrang“, schreibt der Papst, „denn damit wird das Prinzip erfüllt, dass die Gesundheit ein primäres Gemeingut ist.“

Auch das ist eine wichtige und beglückende Erkenntnis: Die Pandemie hat „die Einsatzbereitschaft und die Großherzigkeit“ vieler Menschen deutlich gemacht. Franziskus stellt besonders die „schweigsame Schar von Männern und Frauen [heraus], die sich entschieden haben, in diese Gesichter zu schauen und sich der Wunden der Patienten anzunehmen, weil sie sich aufgrund der gemeinsamen Zugehörigkeit zur Menschheitsfamilie ihnen nahe fühlten“.

„Für Christen ist die Nähe ein Ausdruck der Liebe Christi, des barmherzigen Samariters, der aus Mitleid jedem Menschen in seiner [...] verletzten Existenz nahekommt.“

Freitag, 12. Februar 2021

Das ist wichtig: Jeder Mensch hat ein Recht auf „Teilhabe“ am Leben in der Gemeinschaft. Dieses Recht gilt auch für Menschen, die durch eine Behinderung in ihren Möglichkeiten eingeschränkt sind. Die Gemeinschaft ist verpflichtet, ihnen nicht nur „fürsorglich“ zu begegnen, sondern Bedingungen zu schaffen, die ihnen helfen „selbstbestimmt“ zu leben. Ich bin immer wieder erstaunt, wie oft in den Evangelien, also in den Berichten über das Leben Jesu, Menschen mit einer Behinderung in den Mittelpunkt einer Szene gestellt werden. Manchmal werden sie geradezu vom Rand der Szene, gewissermaßen aus der Gruppe der Statisten, von Jesus selbst in das Rampenlicht gestellt. Wenn andere den Blinden, den Lahmen, den an einer ansteckenden Krankheit Leidenden einfach links liegen lassen, zeigt er ein deutliches Interesse an ihnen. Er selbst sieht darin die Erfüllung seiner Berufung: „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken.“ (Mt 9,12) In keiner einzigen Szene versucht er, dem Kranken seine Situation schönzureden, vielleicht darin einen Sinn zu entdecken. Es geht darum, dem Menschen wieder eine Teilhabe am Leben der Gemeinschaft zu ermöglichen.

Im Horizont der biblischen Erzählungen geschieht das immer durch wunderbare Heilungen. Es wird von einem Mann berichtet, der taubstumm war. Er wird zu Jesus gebracht, dass er ihn berühre und heile. Er also berührt seine Ohren und seine Zunge. Der Evangelist Markus beschreibt das Ergebnis: „Sogleich öffneten sich seine Ohren, seine Zunge wurde von ihrer Fessel befreit, und er konnte richtig reden.“ (Mk 7, 35) Wichtig ist auch die Reaktion der Leute: „Außer sich vor Staunen sagten sie: Er hat alles gut gemacht; er macht, dass die Tauben hören und die Stummen sprechen.“ (V 37)

Für mich sind diese biblischen Berichte ein Hinweis, dass das Leben von Menschen mit Behinderung nicht an den Rand, sondern in die Mitte der Themen gehört. Das Recht auf Teilhabe am Leben der Gemeinschaft darf kein Wunder sein. Aber wenn und wo es wirklich gelingt, selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen, ist das auf jeden Fall wunderbar. Und allen die daran mitwirken, sich dafür einsetzen gilt: Sie machen alles gut.

Samstag, 13. Februar 2021

„Gebt ihr ihnen zu essen!“ Das ist ein ungewöhnlicher Auftrag Jesu für seine Jünger. Die stehen vor dem Problem: Wie kann man 5000 Menschen abseits aller Infrastruktur eine Stärkung geben. Die Leute, so der biblische Bericht, wollen Jesus hören und sehen. Sie suchen seine Nähe in den Städten. Sie folgen ihm auch in abgelegene Gegenden. Auch wenn Jesus sich in eine einsame Gegend zurückzog, hörten die Volksscharen davon „und folgten ihm zu Fuß aus den Städten nach“. (Mt 14,13),

Natürlich, für sie ist die Zeit mit Jesus schön, lehrreich, spannend, erbaulich. Aber irgendwann sind die Leute auch erschöpft, brauchen etwas zu essen und zu trinken. Die Jünger machen Jesus darauf aufmerksam. Er soll die Leute in die Dörfer schicken, um sich Verpflegung zu besorgen. Die Antwort Jesu wird die Jünger erstaunt haben: „Gebt ihr ihnen zu essen!“

Der Auftrag ist erst einmal sehr irdisch. Nicht wie die anderen: Die Botschaft vom Himmelreich verkünden. Unreine Geister austreiben. In die Welt gehen und alle Völker zu Jüngerinnen und Jünger machen (Mt 28,19). Das ist ein Auftrag, die Bedürfnisse der Menschen im Blick zu haben. Da stehen zunächst nicht die Frommen, die nicht die Kirchgänger, nicht die Insider im Mittelpunkt.

Das ist eine Anfrage an mich. Wie nehme ich die Menschen wahr? Bekomme ich mit, was einer braucht? Das ist natürlich zunächst der ganz konkrete, dringende und immer aktuelle Hinweis, die wirklich Hungernden und Dürstenden im Blick zu haben. Der Blick darf auch die konkreten Bedürfnisse hinaus gehen. Was braucht einer zur Stärkung seiner Seele. Für mich ist es die eigene Glaubenserfahrung, die ich mit ihm teilen kann. Und wenn er gerade nichts Frommes braucht, dann ist das eben so. Dann werde ich etwas anderes finden. Wichtig ist der Blick auf den konkreten Menschen. Von ihm her muss ich denken. Das biblische Wort „Gebt ihr ihnen zu essen!“ wird von vielen Menschen sehr konkret und sehr leidenschaftlich verwirklicht. Als Christ stehe ich in einer großen Gemeinschaft derer, die es immer wieder gut mit den Menschen meinen. Und das, das ist eine Stärkung für mich.